Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 148. Bromberg, den 27. Juli 1927.

Bluff.

Kriminal-Roman von H. Heyermans.

(15. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Währenddessen riß der Polizeikommissar die Seite aus dem Heft und legte die Gedankensplitter des Hans Thyssen in die immer größer werdende Sammlung: Menü mit Bilderrätseln aus dem Speisewagen, von Artur Rondeel bezahlte Rechnung, ebendaher, aus dem Fremdenbuch des Hotel Ponjen ausgerissene Seite, zurückbehaltene Briefe des Bankiers, Löschpapier von Josephus Bok, rasafarbenes Zettelchen mit Klothildes Handschrift, das sie dem entflohenen Sekretär in die Hand gedrückt hatte.

Ein paar Minuten später saß er, nachdem das Fräulein — van Speik hieß sie — ihren letzten Wortschwall über ihn ergossen hatte, erschöpft neben dem Chauffeur, der ihn mit Fragen überschüttete. Er antwortete mit geschlossenen Augen, bis sie vor dem Friseurgeschäft anhielten.

Nun mußte auch alles gleich mit einemmal abgemacht werden. Man konnte nie wissen, was der kommende Tag bringen würde.

Es war gegen Mitternacht, als der Inhaber des Frisiersalons die Ladentür aufschloß. Duporc brauchte sich nicht vorzustellen; er war hier bekannt. Und diesmal lohnte sich die Mühe.

Wenn man konsequent seinen Weg verfolgt, so gelangt man auch ans Ziel!

Der liebenswürdige Friseur erinnerte sich, daß er eben eine Dame onduliert hätte, als er das Auto hatte halten sehen. Ein junger Mann, der ihm bekannt vorkam, aber nicht zu seiner ständigen Kundschaft gehörte, hatte ein paar Einkäufe gemacht — durch die Verkaufszettel ließen sie sich leicht kontrollieren: eine Schachtel Schminke, einen Gilletteapparat, eine Tube Zahnpasta — das kleine Päckchen mit den Gillettemessern hatte er in der Eile vergessen — und zugleich hatte er für Herrn Bok von der Versicherungsgesellschaft eine Schachtel schon fertig frisierter Perücken für eine Aufführung zu einem Hochzeitsfest mitgenommen, das in einigen Tagen stattfinden sollte; Herr Bok hätte die Regie übernommen.

Nathan Marius Duporc war plötzlich wieder ganz munter; wie neugeboren fühlte er sich. Er erkundigte sich noch nach ein paar Einzelheiten, erhielt bereitwilligst die Erlaubnis, die Verkaufszettel für ein paar Tage mitzunehmen, und kletterte dann wieder neben den Chauffeur. Er schien auffallend vergnügt. Nur der große Unbekannte, der Herr René Rana, war ihm noch ein Rätsel.

Auf dem Rembrandtplatz ließ er halten und lud den Chauffeur zu einem heißen Grog ein. Er war in der heitersten Laune und genehmigte selber auch zwei Grogs. Seine Nerven waren so angespannt, daß er am liebsten die halbe Nacht sitzen geblieben wäre; aber die Polizeistunde schlug, das Lokal wurde geschlossen.

Da nahm er Abschied von seinem neuen Freunde, der ihn erst noch nach seiner Wohnung in der Schloßstraße fahren wollte und ihn dann bat, nur zu telephonieren, wenn er ihn wieder brauchte.

Er zog es vor, noch ein wenig frische Luft zu schnappen und ging zu Fuß durch die Karlstraße zurück. Und da nun harrte seiner das große Glück . . .

In einer Buchhandlung, neben der eine Laterne stand, lagen Bücher aufgeschlagen. Eines zog seine Aufmerksamkeit ganz besonders durch die farbigen Bilder an

Auf der einen Seite schauten sich drei Laubfrösche ganz vergnüglich an — auf der anderen sah man einen wunderschönen lebensgroßen javanischen fliegenden Frosch.

„Außerordentlich hübsch“, sagte Nathan Marius Duporc, setzte sich seinen Kneifer auf und — fühlte einen Stich im Herzen.

Unter der Abbildung der Laubfrösche stand „Rana arvalis“.

„Rana — Rana“, sagte er ganz verstört vor sich hin. Dann war Rana also der lateinische Name für Frosch — gut holländisch: Kikker! Hätte er nur ein bischen mehr Latein gekonnt, so wäre er wohl schon früher darauf gekommen . . .

„Gott verzeih' mir die Sünde!“ rief er.

Klothilde Rondeel hatte an einen Kikker in Marseille geschrieben — einen Kikker — einen „Rana“, haha! Haha!

Ganz trunken vor Freude eilte er weiter, indes er die Dinge mit kombinatorischem Scharfsinn noch weiter durchdachte. Jetzt mußte er gleich auf die Polizei!

In Boks Wohnung war die Verwendung dieses famosen Namens verabredet worden, und Kikker hatte um 10 Uhr 15 Minuten in Roosendaal das französische Telegramm aufgegeben!

Duporc hätte vor Freude tanzen und springen mögen — und weiß Gott vergaß er seine schmerzenden Füße so weit, daß er auf dem Damm einen gewaltigen Luftsprung machte!

Im Zimmer 51 des Polizeipräsidiums beruhigte er sich allmählich wieder. Dort waren seltsame Neuigkeiten eingelaufen. Die Connie vom Notar hatte, ganz aufgelöst vor lauter Aufregung, telephonisch mitgeteilt, daß sie die Feuerwehr alarmiert habe, weil Jaapje Eekhorns Wohnschiff um ½11 Uhr zu sinken angefangen habe und jetzt kaum noch sichtbar unter dem Wasserspiegel läge.

„Was soll denn nun das?“ dachte Nathan Marius Duporc ein wenig ernüchtert.

„Ich verstehe Sie gar nicht, Duporc“, sagte Sier, der diensttuende Kommissar, „wenn mir solche Sensationsaffäre anvertraut worden wäre, so wäre ich in diesem Augenblick sicher schon längst nicht mehr hier . . .!“

„Sier“, antwortete Duporc in einer dunklen Erinnerung an ein paar Worte, die einer mal im 17. Jahrhundert gesprochen hatte, „die Schlüssel zum Sund liegen in Amsterdam. Ich gehe schlafen. Gute Nacht!“

Zwölftes Kapitel.

Ein neues, höchst bewegtes Kapitel, worin der Kriminalkommissar die Erfahrung macht, daß man mit Stelzen auf unbekannten Pfaden nicht gut vorwärts kommt; worin Jaapje Eekhorn durch einen mitleidigen Helfer in der Not gerettet, aber dank seiner Mundstückmanie wieder verraten wird und in einem schwachen Augenblick selber an Verrat denkt; und worin endlich Nathan Marius Duporc sein Licht in Aerdenhout leuchten läßt.

Duporc schlief wie ein Bär und hätte vermutlich noch ein großes Stück in den neuen Tag hinein geschlafen, wenn nicht das Diensttelephon in seinem Zimmer wiederholt geklingelt hätte.

„Hallo! Ist dort Siebenstern?“

In ganz Amsterdam gab es nur eine Stimme mit diesem Klang — die Stimme des Chefs der Geheimpolizei.

„Jawollja“, sagte er in dem etwas familiären Ton, den nur er sich allenfalls erlauben durfte, „hier ist Siebenstern . . .“

„Was ist denn los, alter Junge, daß Sie sich das Leben so bequem machen? Ich verstehe Sie nicht! S. sagt mir soeben, daß Sie in Amsterdam sind, anstatt . . .“

„S. soll sich gefälligst um seine eigenen Angelegenheiten kümmern!“ sagte der Kommissar äußerst gekränkt. „Ich weiß, was ich zu tun habe! Ich habe die Sache fest in der Hand . . .“

„Hier in Amsterdam . . .?“

„Darüber kann ich telephonisch nicht sprechen . .“

„Haag hat angeläutet, verlangt Einzelheiten . . . Auch dort glaubt man, Sie wären in Brüssel . . .“

„Nein, ich bin hier, und bin soeben erst aufgestanden... Die Telegramme ins Ausland habe ich noch spät in der Nacht persönlich aufgegeben . . . Es ist eine fabelhafte Sache, eine so komplizierte Geschichte, daß man sich geradezu darein verlieben könnte . . .“

Das letztere sagte er mit der leidenschaftlichen Interessiertheit eines Chirurgen, der einen abnormen Fall unter dem Messer hat und in seiner Freude darob gar nicht an den Patienten denkt, der mit aufgeschnittenem Leibe noch auf dem Operationstische liegt.

Allein aus der zögernden Antwort des ihm wohlgesinnten Chefs sprach ein gewisser Zweifel, der dem Kommissar gar nicht gefiel.

„Mein lieber Siebenstern, ich will Ihnen ja gern glauben“, sagte die Stimme von neuem, und er hätte darauf schwören mögen, daß noch ein anderer — natürlich Sier! — das Gespräch mitanhörte; „aber ich möchte mir doch auch selbst ein Urteil bilden . . . Wie ist denn das eigentlich . . . Hat man N.s Leiche schon gefunden?“

„Kein Gedanke . . .“

„Aber Sie haben doch ein Diensttelegramm aus Dordrecht erhalten?“

„Ein fingiertes . . .“

„Fingiert? . . . Warum? . . . Wozu? . . .“

„Um der Tochter die Hölle heiß zu machen. K. N., der Tochter . . .“ — Namen wurden telephonisch nie angegeben — „Die Tochter korrespondiert mit dem Mann, den wir suchen, mit J. K. Ich weiß so ungefähr, wo sich der Kerl aufhält, aber das eilt nicht. Erst müssen wir J. E. aus dem gesunkenen Wohnschiff haben. Dieses Schiff war so solide gebaut, das kann unmöglich von selber gesunken sein. Ich habe Sieben und Acht beauftragt, beim Heben des Schiffes dabei zu sein; ich ahne noch nicht, was der Halunke ausgeheckt hat und was für eine Absicht er damit verfolgen kann. Aber das ist eigentlich mehr Nebensache. Das Haus der Witwe M. P. in der Sarphatiestraße wird beobachtet..“

„Wessen Haus?“

„Der Witwe M. (wie Moses), P. (wie Peter). Die hat gestern abend J. (wie Josef), E. (wie Eduard) in dem Schiff besucht . . .“

„Bester Siebenstern!“ unterbrach ihn hier die Stimme: „Sie müssen es mir nicht übelnehmen. aber ich verstehe kein Wort davon. Es ist wieder genau so wie das vorige Mal; da waren Sie auch in Ihre Sache so verliebt, behaupteten, alle Finessen schon zu kennen, und dann wurde Ihr Rapport zugleich mit den Tätern eingeliefert. Eine wunderschöne Methode; aber auf die Art wird die Polizei ganz ausgeschaltet . . .“

„Mit Ihrer gütigen Erlaubnis . .“

„Nein, lieber Sohn, lassen Sie mich jetzt auch mal reden. Wenn Sie wissen, wo der Kerl, der diese Sache so raffiniert eingefädelt hat, sich aufhält, und zugleich behaupten, es eile nicht mit seiner Verhaftung, so bürden Sie uns eine Verantwortung auf, die ich unter keinen Umständen auf mich nehme! Und wenn Sie den kleinen Halunken aus dem gesunkenen Wohnschiff erst festnehmen wollen, weil Sie den Kerl, der doch den Mord natürlich nicht begangen hat — oder doch? . . .“

„Nein, nein . . .“ Duporce mußte unwillkürlich lächeln.

„. . . Weil Sie der Ansicht sind, daß dieser Hochstapler ein besserer Fang ist als J. K., so behandeln Sie die Affäre eben nicht . . . nicht mit jenem Scharfsinn, den wir bis heute an Ihnen gewohnt waren . . .“

„Jetzt merke ich,“ sagte Duporc lachend, „daß der mitzuhörende Kollege S., der Schubiak, ein Streichholz für Sie anzündet . . . Guten Morgen, S. (wie Schurke!) — Wie geht's . . . Gut geschlafen?“

„Hol Sie der Teufel!“ klang es gedämpft und ungemein kollegial zurück.

„Hören Sie mal, Siebenstern“, sagte der Chef: „ich finde ja diese Scherze sehr nett und geistreich; aber Sie antworten mir nicht auf meine Frage, und darauf glaube ich doch ein Anrecht zu haben! Es ist bald 10, und Sie sind noch zu Hause — Sie warten auf den Freund des Hoteldiebes J. T. — Sie starren sich blind an Ihrer Juwelendiebstahlsgeschichte und vernachlässigen darüber die Hauptsache. Haben Sie was dagegen, wenn wir die beiden Dinge trennen, und wenn ich selbst den Mord weiterbehandle und Ihnen die Erledigung der — der —? Ist die Dame, die Sie da soeben nannten, dieselbe Witwe wie . . .?“

„Jawohl“, sagte Duporc, der sich inzwischen gesetzt hatte. Dieses lange Verhör, und insbesondere der soeben erfolgte Vorschlag, ärgerte ihn gewaltig; das sah ja wie ein Mißtrauensvotum aus! Aber er hatte alle Trümpfe in der Hand, und wer zuletzt lacht . . .

„Und die Dame hat gestern abend in dem gesunkenen Wohnschiff des J. E. einen Besuch gemacht? . . . Das ist doch nicht denkbar!“

„Volle 27 Minuten lang . . .“

„Wenn Sie sich nicht irren“, fuhr der Chef fort, „so wäre es vielleicht am besten, wenn Sie diese Spur weiterverfolgen und alles Nähere über den ermordeten N. uns überlassen wollten, Siebenstern. Die beiden Sachen sind mir doch zu kompliziert, als daß ich sie von einem bearbeitet haben möchte. Außerdem möchte ich Sie bitten, lieber erst einmal zu mir herüber zu kommen. Wir geraten in die größten Verlegenheiten. Der Dordrechter Korrespondent der Handelszeitung schreibt heute morgen, daß Herr Hans Thyssen in der Tat in Dordrecht in einem Verein einen Vortrag hätte halten sollen, daß die Polizei sich auf unbegreifliche Weise vergaloppiert hätte, und daß — aber das will ich Ihnen lieber persönlich sagen —. Ich sehe Sie als meine rechte Hand an; aber — aber Sie dürfen mir nicht böse sein — ich habe erfahren, daß Sie sich heute nacht festgekneipt und dann später auf dem Damm so eigentümlich benommen haben . . . Der Schutzmann 217 wollte Sie schon zur Ruhe mahnen, als er sah, wen er vor sich hatte. Das kann und darf nicht sein. Solche Haltung paßt sich nicht bei einem äußerst bedenklichen Falle . . .“

Nathan Marius Duporc hatte einen Augenblick Mühe, sich das Lachen zu verbeißen, und fragte dann zurück: „Sind Sie allein am Apparat?“

„Das tut nichts zur Sache“, sagte der Vorgesetzte ausweichend. „Ich bin allein, aber ich sage Ihnen nochmals, das tut gar nichts zur Sache . . .“

„Es tut doch etwas zur Sache“, sagte Duporc, dem es Spaß machte, dem liebedienerischen Kollegen eins auszuwischen, „weil es nämlich auf dem Präsidium werte Kollegen gibt, die sich wunder was einbilden, ohne daß viel dahinter steckt . . .“

„Hol Sie der Teufel!“ erklang zum zweitenmal eine nicht sehr liebliche Stimme.

„Wenn Sie gleich nach dem Aufstehen schon so zum Scherzen aufgelegt sind, so muß ich wohl glauben, daß Sie gute Neuigkeiten haben. — Ach, bitte, Sier, lassen Sie mich doch einen Augenblick allein . . . So, jetzt höre ich; bitte, beichten Sie . . .“

„So will ich Ihnen erst mal aus meinem Wörterbuch etwas höchst Seltsames mitteilen, nämlich, daß Rana soviel heißt wie Kikker oder Frosch. Es ist wirklich schade, daß so ein Wörterbuch so schwer ist, sonst würde ich es mitbringen . . .“

„Sie machen wir wirklich Sorge“, sagte der Vorgesetzte; „ich halte es für mehr als notwendig, daß Sie sich ein paar Tage Ruhe gönnen, Siebenstern.“

„Das wird nicht gehen“, antwortete Duporc lachend. „Und weil ich jetzt ganz genau an Ihrem Ton höre, daß kein unerwünschter Zuhörer mehr da ist, will ich Ihnen auf mein Ehrenwort die ernsthafte Versicherung geben, daß diese beiden Sachen durchaus zusammengehören . . .“

„Was schwatzen Sie da?“

„Daß an dem im D-Zug verübten Morde die nachfolgend bezeichneten Herren beteiligt sind oder wenigstens direkt oder indirekt damit zu tun haben: J. wie Joseph, K. wie Karl, als Haupttäter, lateinischer Artname Rana; ferner J. wie Joseph, B. wie Berta, als zweiter; H. wie Heinrich, T. wie Theodor, als dritter — der ist aber nur unfreiwillig mit hineingezogen, und den können wir wieder frei lassen, wenn wir nicht mehr zu fürchten brauchen, daß er in den Zeitungen Lärm schlägt. Dann kommt als vierter J. wie Joseph, T. wie Tulp, der berüchtigte Tulp, in Betracht, und als fünfter J. wie Joseph, E. wie Eduard in dem Wohnschiff. Insgesamt also vier mit dem Vornamen J. und einer mit H. . . . wir können die Dinge nicht voneinander trennen, weil ich entdeckt habe, daß sich Jantje, Joopje, Jaapje und Jantje II, wie ich sie der Deutlichkeit halber einmal nennen will — im Zuge kennengelernt haben, daß sie von A bis Z um die Einzelheiten des Mordes Bescheid wissen, und daß man logischerweise nun erstmal dem Herrn aus dem Wohnschiff die Daumenschrauben anlegen muß. Ist Ihnen das klar?“

„Nicht im mindesten!“ sagte der Vorgesetzte kurz.

„Wenn Sie Lust haben, so kommen Sie doch in einer halben Stunde zu mir herauf; denn ich muß unbedingt noch in die Sarphatistraße und weiß nicht, wie sich der Tag dann weiter entwickeln wird. Ich habe noch eine zweite Neuigkeit, über die Sie Augen machen werden; die kann ich telephonisch aber nicht einmal andeuten. Sie können sich dann leicht davon überzeugen, daß meine geistige Verfassung nichts zu wünschen übrig läßt, obwohl es Augen-

blicke gegeben hat, in denen ich an mir selber irre wurde ... Kommen Sie, ... Ich will mich rasch fertig machen ..."

„Schön, in einer halben Stunde", antwortete der Chef, der noch immer nicht recht wußte, ob Nathan Marius Duporc nicht — milde ausgedrückt — ein wenig „überarbeitet" wäre. Als er dann aber pünktlich zur verabredeten Stunde von Duporc's Kusine in das Wohnzimmer geführt wurde und dort Nathan bei seinem vierten Brötchen, seinem zweiten Ei und seiner fünften Tasse Tee antraf, und als der Kommissar ihm etwas ins Ohr flüsterte, weil die Kusine hartnäckig im Zimmer verblieb — sie hatte den Vetter geradezu angefleht, ihr etwas über den schauerlichen Mord zu verraten! —, da betrachtete er die Notizen seines besten Beamten mit einem so starken Interesse, als hätte er eines der edelsten Produkte der Literatur, einen Detektivroman in optima forma, vor sich! Immer wieder stieß er einen leisen Fluch aus — immer wieder blinzelte er über seinen Kneifer weg dem Kommissar zu.

„Unglaublich! Unmöglich!" sagte der Vorgesetzte, dieweil er das Zimmer vollpaffte.

„Ach verrate mir doch auch mal was!" bat die Kusine beharrlich weiter, „ich höre ja doch so vieles, worüber ich auch nicht ein Wörtchen weitersage!"

„Die Sache ist die", sagte der Kommissar mit unerschütterlicher Ruhe, „daß wir selber, liebe Anna, nur erst Vermutungen hegen, und solange eine Vermutung keine offizielle Gewißheit bedeutet, bleibt es immer bis zu einem gewissen Grade gefährlich, eine Beschuldigung auszusprechen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Ernte in Volkssitte und Volksglauben

Noch heute leben in Deutschlands Gauen viele Sitten und Gebräuche weiter, die sich einst im Zusammenhang mit der Ernte herausgebildet haben und die nun immer noch alljährlich, wenn die Feldfrüchte eingebracht werden, ihre Auferstehung feiern. Einst freilich waren diese Gebräuche noch viel zahlreicher und wurden noch viel ernster genommen; denn was heute nur noch fröhliches Spiel und heitere Belustigung ist, das war früher religiöser Brauch und ernsteste kultische Handlung.

Bis in die Zeiten des altgermanischen Heidentums führen nämlich die meisten der Erntebräuche zurück. Damals, als man noch eine Mehrzahl der Götter anbetete und sich ganz in ihrer Gewalt fühlte, da hat man natürlich auch in der Erntezeit nicht vergessen, den Göttern, von denen ihr Ergebnis abhing, Opfer darzubringen, um sie vorher schon günstig zu stimmen, und nach der Einbringung der Früchte, um ihnen die Dankbarkeit zu beweisen. Man darf eben auch nicht vergessen, daß man zu jenen Zeiten, als man noch so weit entfernt war von einer rationellen Bewirtschaftung des Bodens, wo man noch die Zusammenhänge zwischen Bodenart und Frucht nicht kannte und über die günstigen Wachstumsbedingungen der Pflanzen nicht im klaren war, noch viel mehr abhängig war von den zufälligen Bedingungen für den Ausfall der Ernte. Wenn noch heute der Volksmund sagt, „die Ernte hängt mehr ab vom Jahr (d. h. also vom Wetter), als vom Säer und der Schar" (Pflugschar), so galt dies noch viel mehr in jenen früheren Zeiten.

Der Gott Wotan war es, dem die zur Erntezeit dargebrachten Opfer vor allem galten. Er, der Allvater, wurde im besondren auch als Beschützer der Ernte verehrt. Daneben auch die Göttin Nerthus, die Mutter der Erde. In ihrer Macht stand es, das Ergebnis der Ernte zu beeinflussen. Daneben aber gab es, nach einem später entstandenen Glauben, eine Schar kleinerer Geister, die um die Erntezeit ihren Schabernack spielten und die man besänftigen mußte: die Kornfrauen oder Elfen. Ihnen wurden allerhand Opfer dargebracht und diese Sitte hat sich zum Teil noch bis heute erhalten, und zwar in der Form, daß ein kleiner Haufen Heu, bzw. Getreide auf dem Felde stehen gelassen wird. Den alten Zusammenhang hat man zum Teil vergessen und nennt diesen Haufen in manchen Gebieten heute „Peterbült" und meint ihn also als Geschenk an Petrus, der über das Wetter zu bestimmen hat und dem es also zu danken ist, wenn die Feldfrüchte gut herangereift sind und ohne Regen eingebracht werden konnten. Früher haben sich diese Opfergaben in sehr verschiedener Form abgespielt, meist wählte man zu ihrer Darreichung kleine Kinder, die ob ihrer Unschuld willen als besonders geeignet angesehen wurden, die den Menschen ungünstig gesinnten Geister unschädlich zu machen. Nach einigen Quellen ging man sogar soweit, den Kornfrauen einen regelrechten Tisch mit allerhand leckeren Speisen zu decken und ihn auf dem Felde aufzustellen.

Besonders gefürchtet waren vom Volke schwere Gewitter und Hagelschauer, die unter Umständen geeignet waren, die ganze Ernte zu zerstören, ohne daß man sich irgendwie dagegen zu schützen vermochte. Darum hat man auch besondere Maßnahmen unternommen, um den Schutz der guten Geister dafür zu gewinnen und die bösen zu bannen. Dies geschah, indem man an bestimmten Tagen auf dem Felde ein Feuer anzündete, und zwar aus alten Getreidegarben, die man noch vom vorigen Jahr übrig hatte.

Die Ernte selbst ging unter besonderen Formalitäten vor sich. Es war dies ein großes, freudiges Ereignis für alle Dorfbewohner. Die Vorräte des vorigen Jahres waren meist schon aufgebraucht oder waren doch sehr knapp geworden und besonders die ärmeren Bauern hatten eine schwere Zeit durchzumachen, bis die neue Ernte Wandel schaffte. Nun galt es für alle, mit zuzugreifen. „Wer in der Ernte nicht hilft einschneiden, muß im Winter Hunger leiden", sagt das Sprichwort und „Wer in der Ernte schläft, wacht im Winter auf", d. h. es wird ihm da klar und bitter zum Bewußtsein kommen, was er unwiederbringlich versäumt hat.

In den älteren Zeiten zogen, wie gesagt, alle Dorfbewohner gemeinsam aus, um die Feldfrüchte einzubringen. Dies war bei der damals herrschenden Feldverfassung auch nicht gut anders möglich: durch die immer wieder in gewissen Zeitabständen vorgenommene Teilung des der Gemeinde gehörigen Bodens unter die Gemeindeglieder war schließlich eine verworrene Gemengelage entstanden, der einzelne besaß in der Regel ein ganze Anzahl durchaus getrennter Bodenflächen, die z. T. recht weit voneinander entfernt lagen und die nur durch die anderen Dorfbewohnern gehörigen Feldflächen betreten werden konnten. So konnte jeder einzelne gar nicht seine Ernte einbringen, wenn dies der Nachbar nicht zu gleicher Zeit tat. Es war darum die einzig mögliche Regelung, daß es dem Dorfältesten bzw. dem Ältestenrat oblag, zu bestimmen, wann der richtige Zeitpunkt der Ernte gekommen war. Wurde aber der Tag bestimmt, dann sammelte sich die ganze Dorfgemeinde, Frauen und Männer und alle zogen sie gemeinsam aus, um die Erntearbeit zu tun. Bei diesem Auszug aber und bei der Arbeit sangen sie jahraus, jahrein dieselben, von langer Tradition geheiligten Lieder.

Die blinde Henne.

Humoreske von Hermann Wagner.

Die blinde Henne, von der hier die Rede ist, bin ich. Trotzdem bin ich natürlich keine Henne. Wenn ich schon eine Henne wäre, dann müßte ich, weil ich ja keine Frau bin, sondern sozusagen ein Mann, zum mindesten ein Hahn sein. Aber ich bin auch kein Hahn. Eher könnte man schon von mir sagen, ich sei ein Küken. Ein bedauernswertes, armseliges Küken, von dem es heißt, daß es trotzdem manchmal ein Korn findet, obwohl es blind ist.

Richtig blind bin ich natürlich nicht. Ich bin nur kurzsichtig. Immerhin, auch ich finde manchmal ein Korn, und wenn ich das tue, dann kann ich es nicht unterlassen, ein wenig zu gackern, so daß ich in dieser Hinsicht dennoch wieder einer blinden Henne gleiche, die eben ein Ei gelegt hat.

Auch ich möchte jetzt ein Ei legen, und zwar in der Form, daß ich hier erzähle, welch ein Korn ich gestern trotz oder gerade infolge meiner starken Kurzsichtigkeit gefunden habe.

Die Sache trug sich so zu. Ich war auf den Bahnhof gegangen, um meine Kusine abzuholen, die eine Reise gemacht hatte. Meine Kusine fürchtet sich, allein heimzugehen, weil, wie sie behauptet, die Männer so zudringlich sind.

Ich für meine Person bin nie zudringlich. Auch meiner Kusine gegenüber würde ich das nicht sein, obwohl sie einmal sehr anziehend gewesen sein soll. So sagt man wenigstens. Ich kann das nicht nachprüfen, denn ich bin erstens sehr kurzsichtig und zweitens ist das schon lange her. Wenn wir beiden zusammen auf der Straße gehen, dann hält man meine Kusine in der Regel für meine Tante.

Ich stand also in der Bahnhofshalle und wartete auf meine Kusine. Eigentlich tat ich das nicht gern. Eigentlich hätte ich gern etwas anderes getan. Mein Gott, auch ich bin noch jung, knapp dreißig Jahre, auch ich trage noch gewisse Ideale in mir, und wenn ich auch nur ein armseliger Hahn bin, der halb blind ist, so möchte ich doch auch manchmal das haben, was man das Glück bei den Frauen nennt.

Aber dieses Glück habe ich niemals. Ich weiß nicht, woran das liegt. Meine Kusine, die man in der Regel für meine Tante hält, sagt immer, mir fehle das gewisse Etwas oder etwas Gewisses. Ich verstehe nicht, was sie damit meint. Ich verstehe die Frauen überhaupt nicht. Und die Frauen verstehen auch mich nicht, obwohl ich mir alle Mühe gebe, mich ihnen verständlich zu machen.

Wie gesagt also, ich stand in der Bahnhofshalle und spähte nach dem Hut aus, an dem ich meine Tante, will sagen: meine Kusine, stets erkenne. Kein verwegener Hut, oh nein. Im Gegenteil, ein sozusagen stiller, bescheidener Hut, der weniger zu den Augen als zum Gemüt spricht. Mit einem Wort, ein Kapotthut, schwarz, nicht mehr modern, aber solid, rechtschaffen, hygienisch einwandfrei und billig. Nur meine Kusine trägt einen solchen Hut, so daß, wenn ich sie suche, ich sie an ihm trotz meiner Kurzsichtigkeit sogleich erkenne.

Die Fahrgäste des angekommenen Zuges strömten an mir vorüber, doch der Kapotthut, den ich suchte, war nicht dabei. Die Fahrgäste strömten und strömten, und draußen strömte es auch. Es strömte draußen gleichsam in Strömen, das heißt, es regnete, aber das machte mir nichts aus, denn ich hatte ja mein Auto draußen, das bereit war, mich und meine Kusine aufzunehmen. Aber der Kapotthut kam nicht. Die Halle war schon ganz leer, und der Kapotthut ließ sich noch immer nicht blicken. Dafür bemerkte ich am Ausgang eine einsame Dame.

„Mein Gott", dachte ich bei mir, „das arme, hübsche und junge Ding! Es hat keinen Regenschirm. Und da traut es sich nicht hinaus, weil es draußen so in Strömen strömt. Ob ich ihr mein Auto anbiete?"

Gesagt, getan. Ich trat auf sie zu, lüftete höflich den Hut und fragte sie, ob ich mir erlauben dürfe, sie in meinem Wagen nach Hause zu fahren. Sie lächelte, wie mir schien, sagte, ich sei sehr liebenswürdig, und in Anbetracht des schlechten Wetters nehme sie gern an.

„Wo darf ich Sie hinfahren, mein Fräulein?"

„Augustus-Allee 12."

Oh, mir hüpfte das Herz vor Freude, weil mir schien, als ob ich nun endlich einmal das haben sollte, was man das Glück bei Frauen nennt.

Wir fuhren.

Immer wieder nahm ich den Anlauf, meinem holden Gegenüber etwas Galantes zu sagen. Zwar wußte ich nicht genau, ob mein Gegenüber wirklich ein holdes Gegenüber sei, denn, wie bemerkt, ich bin sehr kurzsichtig. Aber mein Gefühl, dem ich vertraute, sagte mir, daß ich es mit einem ganz entzückenden jungen Wesen zu tun haben müsse.

Leider machte ich in diesem Augenblick die Wahrnehmung, daß mir in der Tat jenes gewisse Etwas oder jenes etwas Gewisse mangle, das allein auf Frauen Eindruck macht, weil ich es trotz heftigster Versuche nicht fertig brachte, meinen Mund aufzutun. Immer wieder schob ich die Eröffnung der Freundseligkeiten hinaus. Schon näherten wir uns der Augustus-Allee. Nun, ich nahm mir vor, die junge Schöne, die es mir sicherlich nicht umsonst gestattet hatte, daß ich sie heimfahre, um ein Stelldichein zu bitten, sobald wir vor ihrem Hause halten würden.

Und da hielten wir auch schon.

Mir klopfte das Herz. Ich stieg aus und reichte meiner Angebeteten die Hand, um ihr galant das Aussteigen zu erleichtern. Sie dankte mir. Und als ich endlich den Mund auftun wollte, um sie um ein Wiedersehen zu bitten, da — — da sprangen aus einem offenen Haustor drei Kinder im Alter von sechs bis zwölf Jahren auf sie zu, hängten sich wie Kletten an ihr fest und riefen so laut, daß es die ganze Augustus-Allee hinunter schallte: „Großmama, hast du uns was mitgebracht?!"

Man wird es verstehen, wenn ich unter diesen Umständen sogleich wieder einstieg und alle weiteren Bemühungen um die Dame aufgab.

Ich bin ein Pechvogel. Das gewisse Etwas fehlt mir; und wenn mir schon einmal ein weibliches Wesen erlaubt, galant zu sein, dann bemerke ich es in meiner Kurzsichtigkeit nicht, daß es eine Großmutter ist, die schon drei ausgewachsene Enkel hat ...

Bunte Chronik

* **Fünf Millionen Dollar zurückgewiesen.** Der soeben verstorbene Multimillionär Sherwood Aldrich, einer der bekanntesten Kupferindustriellen in Amerika, hat sein ganzes Vermögen, bestehend aus ca. fünf Millionen Dollar, einer Krankenschwester vermacht. Diese hatte ihn während seiner achtmonatigen Krankheit aufopfernd gepflegt und zum Danke für diese Hingabe vermachte er ihr sein ganzes Vermögen. Es bildete die Sensation von Newyork, als bei der Testamentseröffnung die letztwillige Verfügung lautete: „Ich vermache hiermit mein ganzes Vermögen Miß Ethel Sears, die ich überaus achte und schätze." Die also mit Glücksgütern überhäufte Krankenpflegerin gedenkt aber nicht, das Geschenk anzunehmen. Sie erklärt Reportern gegenüber, daß sie nur in Ausübung ihres Berufes gehandelt habe und daß sie eine so reichliche Belohnung nicht verdiene. Auch wüßte sie nicht, was sie mit dem Gelde anfangen soll. Sie hat das Vermögen einer Bank zu treuen Händen übergeben, das diese für die 86jährige Mutter des verstorbenen Millionärs verwalten soll. Nach deren Tode soll das Riesenvermögen für wohltätige Zwecke Verwendung finden.

*

* **90 000 Menschen bei einem Boxkampf.** In Newyork finden zurzeit die Kämpfe um den Weltmeistertitel im Schwergewicht statt. Am vergangenen Freitag standen sich der frühere Weltmeister Jack Dempsey und Sharkey gegenüber, den Dempsey in der 7. Runde durch einen gewaltigen Kinnhaken knock out schlagen konnte. Durch diesen Sieg ist Dempsey in die Schlußrunde gekommen und wird demnächst Tunney, dem jetzigen Weltmeister, gegenübergestellt werden.

*

* **Wo gibt es die meisten Bibliotheken?** Das letzte Adreßbuch der Bildungsinstitute, das von dem Erziehungsbureau in Washington herausgegeben worden ist, enthält eine Liste der öffentlichen Bibliotheken in den Vereinigten Staaten, sowie der Bibliotheken von Privatgesellschaften, die dem Publikum zugänglich sind. Danach bestehen im ganzen Lande ungefähr 2000 Bibliotheken dieser Art. Die größte Zahl, nämlich 257, befindet sich im Staate Massachusetts, Newyork besitzt 146 öffentliche Bibliotheken, Illinois 111, California 105, Pennsylvania 96, Connecticut 81, Ohio 80, Indiana 78, Iowa 71 und Michigan 67. Die größte öffentliche Bibliothek im Lande ist die Kongreß-Bibliothek in Washington D. C., welche 3 179 104 gebundene Bücher enthält. Die Newyorker öffentliche Bibliothek besitzt 2 774 228 gebundene Bücher, die Bostoner 1 308 041, die Chicagoer 1 305 140, die Hobokener 1 001 200. Die öffentliche Bibliothek Brooklyns hat 955 705 gebundene Bücher, die Bibliothek der Smithsonian Institution in der Bundes-Hauptstadt 936 731, die öffentliche Bibliothek Clevelands 807 401, die in Cincinnati 670 122 und die in St. Louis 648 699. Es gibt wahrscheinlich kein anderes Land in der Welt, wo es so viele öffentliche Bibliotheken gibt wie in den Vereinigten Staaten. Es bestehen in diesem Lande nicht weniger als 17 Institute, in denen Bibliothekare ausgebildet werden. Nach der Volkszählung des Jahres 1920 betrug die Zahl der Bibliothekare in den Vereinigten Staaten 15 297.

*

* **Ein Schläfchen unter dem Speisewagen.** Auf dem Hauptbahnhof in Budapest wurde von Eisenbahnbeamten, die den nach Wien abgehenden Schnellzug noch einer letzten Revision unterzogen, ein eigenartiger Fund gemacht. Als die Beamten die Räder und Achsen der Waggons abklopften und die Bremsen überprüften, wie das vor Abfahrt eines Zuges immer zu geschehen pflegt, hörte einer der Schlosser gerade unter dem Speisewagen ein lebhaftes Schnarchen. Er forschte nach der Ursache dieses Geräusches, das nicht unter einem Speisewagen, sondern höchstens in einem Schlafwagen angebracht ist, und fand zwischen den Gleisen liegend einen Mann, der in aller Gemütsruhe dort lag und schnarchte. Es war garnicht einfach, den Mann zu wecken und ihn aus seinem eigenartigen Bett hervorzuziehen. Auf der Wache stellte es sich dann heraus, daß es sich um einen sinnlos betrunkenen Kellner handelt, der auf seinem Bummel auch auf den Bahnhof geriet, den Speisewagen für das Bahnhofsrestaurant hielt, aber merkwürdigerweise statt in, unter den Wagen kletterte. Dort ist er dann sofort eingeschlafen, bis er etwas rauh von den Beamten zur Wirklichkeit zurückgebracht wurde. Seinem lebhaften Schnarchen, über das er sonst vielleicht nicht sehr glücklich ist, hat er es zu verdanken, daß alles so glimpflich abgelaufen ist.

Lustige Rundschau

* **Nur eine Nase!** „... Peter hat ja angefangen, Vater!" — „Das ist ganz gleich, mein Junge. In der Bibel steht: „Schlägt dich einer auf deine linke Backe, so biete ihm auch die rechte dar." — „Ja, aber er hat mich doch auf die Nase geschlagen, und ich habe doch bloß eine."

*

* **Auch ein Grund.** „Die Bestimmung unseres Hochzeitstages überlasse ich Ihnen, lieber Schwiegervater, aber bitte, nicht den Freitag." — „Sind Sie abergläubisch?" — „Nee, aber da habe ich meinen Skatabend."

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.